

Verwandtenbesuch

Von Wilhelm Divy

Obwohl es mich schmerzt, nehme ich es meinen Freunden und Bekannten nicht übel, wenn sie mir in schonungsloser Offenheit vorhalten, ich sei an der üblen Wende meines Schicksals selber schuld, denn sie haben recht.

Sie schütteln mißbilligend den Kopf und verstehen nicht, wie mir, gerade mir, solches widerfahren konnte. Dies ist auch weiter nicht verwunderlich, denn auch mir gelang es noch nicht dahinter zu kommen, welche boshaften Eingebungen ich damals folgte, als ich mich entschloß, jene verhängnisvolle Reise anzutreten.

Hatte ich doch bisher als bescheidener Bürger in geordneten Verhältnissen gelebt, Frau und Kinder redlich ernährt und war mit dem Gesetz, das ich von jeher sehr hoch achte, niemals in Konflikt geraten.

Die Beschäftigung, der ich mit Eifer nachgehe, gestattet mir zwar keine Ansammlung von Reichtümern, derer ich ohnehin nicht bedarf, — aber ich habe mein Auskommen und bin zufrieden.

Dies wiederum bedeutet keinesfalls, daß ich jeder Möglichkeit entsage und nie bestrebt bin, mich wirtschaftlich zu verbessern.

Vor einigen Jahren ließ ich mich sogar zu einem kühnen Entschluß verleiten und unterschrieb bei meiner Bank einen Ratensparvertrag, weil mir der tüchtige Sachbearbeiter mit viel Geschick klarmachte, welche bedeutende Summen der Staat beisteuert, wenn ich nur den guten Willen bekunde, einiges von meinem Einkommen — vorsorglich für eventuelle schlechte Zeiten — auf die hohe Kante zu legen.

Der Mann hatte die Wahrheit gesprochen. Die fünf Jahre waren wie im Flug vergangen, und nun war ich plötzlich im Besitz einer ansehnlichen Summe. Dies verwirrte mich. Es warf mich aus dem Gleichgewicht. Ich verlor meine Fähigkeit, nüchtern zu überlegen, zu kalkulieren. Ich schmiedete Pläne, wie ich das Geld am besten anlegen sollte, verwarf einen nach dem anderen wieder und wußte mir schließlich keinen Rat mehr.

Da kam dann der Brief, der sehr verlockende, einladende Brief meines Vettters Konrad aus Ungarn. Er schrieb, er sehne sich nach mir, nach meinen Kindern und natürlich auch nach meiner Frau.

„Wir dürfen Vetter Konrad nicht enttäuschen,“ sagten wir einmütig, „wir müssen ihn besuchen.“

Dank meines Sparvertrages stand dem Unternehmen nun auch aus finanziellen Gründen nichts im Wege. Also sagte ich zu.

Nach wenigen Tagen schon kam die hocherfreute Antwort. Man sei entzückt, schrieb Vetter Konrad, daß wir uns endlich zu der Reise entschlossen hätten. Man werde uns, versicherte er vielversprechend, unvergeßliche Ferientage bereiten, echte, unverfälschte Gastfreundschaft erweisen, wie wir es in unserem vom Wohlstand verdorbenen Lande nicht mehr erleben können. Und wegen der dummen Geschenke sollten wir uns ja keine Sorgen machen. Wichtig sei allein, daß wir kämen. Es sei unglaublich, was sich zum Beispiel Onkel Heinrich vor einigen Wochen leistete, als er mit seinem neuen Mercedes zu Besuch in unserem Dorf gewesen sei. Er habe das halbe Dorf mit Nylonhemden und Strumpfhosen versorgt, die alte Kirche renovieren lassen und für den Fußballplatz zwei neue Tore gestiftet. Sowaß sei wirklich nicht nötig, schrieb Vetter

Konrad empört, denn man wisse ja, daß solche Gesten purer Angeberei entstammen.

Wir erblaßten. Was sich Onkel Heinrich, der es ohnehin nur zum einfachen Wurstbratereibesitzer brachte, leisten kann, können wir schon zweimal, sagten wir voller Trotz und unterzogen sogleich unseren treuen alten Ford, den wir noch lange nicht verkaufen wollten, einer kritischen Prüfung.

„Er ist zwar noch recht gut,“ sagte meine Gattin, „doch sollte er unterwegs wider Erwarten bockig werden oder sogar versagen, wäre das für uns und für die deutsche Wertarbeit eine peinliche Blamage.“

Tags darauf verhandelte ich mit dem Agenten meiner Autofirma und erstand einen Wagen, neuestes Modell, in der Modelfarbe Ziegelrot, mit Klimaanlage und vielen Extras. Der Preis war beträchtlich, doch nicht so hoch, daß ich ihn nicht hätte bezahlen können.

Inzwischen hatte meine Frau eifrig Briefe geschrieben. Sie legte sich eine genaue Liste aller Verwandten und Bekannten an, von denen sie wußte, daß sie einem Geschenk aus dem Westen gegenüber recht aufgeschlossen sein werden. „Wir wollen großzügig sein,“ sagte sie entschlossen. „Jeder soll ein Geschenk erhalten, das sich sehen lassen kann.“

„Ob wir das alles bezahlen können?“ versuchte ich einzuwenden.

Sie verzog den hübschen Mund und strafte mich mit Verachtung.

Da sagte ich hinfot nichts mehr und ließ sie gewähren.

Sie registrierte mit großer Sorgfalt die kleinen und großen Wünsche der Angeschriebenen, warf sich täglich auf die Fachgeschäfte der Stadt — Warenhäuser sind ihr ein Greuel — kam mit Tüten und Kartons beladen nach Hause, ordnete und verpackte alles nach einem mir unzugänglichen System in die zahlreichen neuen Koffer und legte sich dann am Abend erschöpft, jedoch mit einem Schimmer der Zufriedenheit auf dem Gesicht zu Bett, um ihr Werk am nächsten Tag fortzusetzen.

Nur einmal nahm sie meine Hilfe in Anspruch. Das war, als Tante Olgas Brief eintraf. Nach dem Mittagessen schob sie mir das mit krakeligen Buchstaben aufgesetzte Schreiben neben meinen Teller und sagte: „Würdest du mir, bitte, das besorgen?“

Ich begann zu lesen und wurde bleich. Was Tante Olga schrieb, ließ mich Böses ahnen: „Ich freue mich außerordentlich auf Eueren Besuch. Habe schon die diesjährigen Junggänse in Mast genommen, ein Kälbchen gekauft und meinen Hühnerstand erweitert, damit Ihr nach so vielen Jahren wieder einmal etwas Ordentliches zu essen bekommt. Was ich mir von Euch wünsche? Na, was gibt es denn schon bei Euch? Ich habe alles, es mangelt mir an nichts. Aber wenn Ihr dann* — Ihr wißt ja, wie ungern ich schreibe, — die neuen Küchenrezepte einfach auf Tonband sprechen und diese beim Teigrühren abspielen lassen...“

Verzweifelt schüttelte ich den Kopf. „Sowas gibt es nicht“, sagte ich heiser.

„Muß es geben,“ antwortete meine Gattin kalt. „Tante Olga möchte es haben. Du kannst alles besorgen, wenn du nur willst.“

Was sollte ich tun? Ich nahm das Scheckbuch, welches in den vergangenen Tagen beängstigend dünn geworden war, an mich und fuhr los. Zwei Tage lang forschte ich in den Elektrogeschäften unserer Großstädte, ging den Verkäufern auf die Nerven, jedoch ohne Erfolg. In meiner Not kam mir der rettende, jedoch sehr kostspielige Gedanke, eine Spezialfirma mit der Entwicklung und Anfertigung des gewünschten Gerätes zu beauftragen. Die Leute hatten Humor. Sie schafften das Unmögliche und knüpften mir den Rest meiner Barschaft ab.

Dann kam der Tag unserer Abreise, und es war auch höchste Zeit, denn mein Konto mit dem einst recht beachtlichen Guthaben war bereits bis zur Grenze des Kriminellen überzogen.

Die Federn meines neuen Wagens ächzten, der Tank streifte an unebenen Stellen den Asphalt und der Motor dröhnte klagend in den Morgen, wie ein gequältes, überanstrengtes Tier.

Die höchst erstaunliche Tatsache, daß wir dennoch ans Ziel gelangten, daß wir unbehelligt drei Grenzen passieren durften, läßt sich nur dadurch erklären, daß man uns überall wegen der kompletten Zeltausrüstung, die wir für Vetter Konrad in dem mit anderen Geschenken bepackten Anhänger mitführten, für harmlose Camper hielt.

Doch wer denkt schon in den Tagen des sorglosen Glückes an die durchgestandene Angst und Mühe. Wir waren angekommen, waren mit offenen Armen empfangen worden, und der Eindruck, den wir mit unseren mitunter sonderbaren Geschenken bei den Verwandten machten, war überwältigend.

Meine Gattin strahlte und blinzelte mir listig zu. Ich stürzte mich ergeben in die turbulente Begrüßungsfeier, ließ mir den Willkommenstrunk munden, vertilgte ein Dutzend gebratener Hühner- und Entenschlegel, ergötzte mich an den wunderbaren Paprikawürstchen — man hatte eigens zu unserer Begrüßung ein Schwein geschlachtet — und erzählte bis zum Morgengrauen von den Reichtümern, über die ich verfüge, von den wundersamen Geräten und von all dem Komfort, der in unserem Hause das Leben so angenehm gestaltet.

Dem ersten Feste folgte ein zweites, ein drittes und viertes. Als die erste Woche zu Ende war, schmiedete ich mit letzter Kraft in den wenigen Minuten, die uns zwischen den einzelnen Mahlzeiten, welche sich nur darin von einander unterschieden, daß sie meist in einem anderen Hause eingenommen wurden, zur Verfügung standen, verzweifelte Fluchtpläne.

Doch es gab kein Entrinnen.

Einmal gelang es mir doch, mit dem Autoschlüssel in der Tasche der allgegenwärtigen Aufmerksamkeit meiner Gastgeber zu entkommen. Ich entfernte mich stöhnend von der Festtafel in Richtung jener kleinsten Baulichkeit ungarländisch-ländlicher Anwesen, welche in der Regel im hintersten Winkel der Höfe untergebracht ist. Außer Sichtweite kletterte ich über den Zaun, um über das Nachbargrundstück auf die Straße zu meinem Wagen zu gelangen.

Aber kaum war ich auf der anderen Seite gelandet, empfing mich ein nie gehörtes, feindseliges Gänsegeschnatter, Hühnergackern und ein besonders bedrohlich klingendes Gurren aus den Schweineställen.

Über den Grund dieser Feindseligkeit brauchte ich nicht lange nachzudenken, denn schon wurde ich von den hocheifreuten Nachbarn, an die meine Gattin Trevirastoffe meterweise verschenkte, mit lautem Hallo begrüßt.

Sie umarmten mich, küßten mich auf beide Backen und schoben mich mit sanfter Gewalt in die kühle Stube, wo bereits eine Tafel meiner harnte, üppiger als die andere zuvor, einfach unvorstellbar. Immerhin befand ich mich in einem gastfreundlichen Land.

Man wisse meinen frühen Aufbruch sehr zu schätzen, wurde mir sogleich versichert, man sei sogar sehr stolz darauf, daß ich komme und werde meine Familie mit List unverzüglich aus dem Nachbarhaus holen. Solange möge ich mich doch bitte mit einer Kleinigkeit dem Hunger verschreiben, bis das Spanferkel, welches über dem offenen Feuer gedreht wurde, die richtige Bräune bekomme. Die Kleinigkeit bestand immerhin aus einem Dutzend paniierter Hähnchen, welche goldgelb auf einer Riesenschüssel aufgetürmt waren.

Am nächsten Morgen frug mich Tante Olga, was ich mir zum Mittagessen wünsche. „Schlafen“ hauchte ich erschöpft.

„Mach keine dummen Witze,“ sagte Tante Olga. „Soll ich eine Gans braten oder das Kälbchen schlachten?“

„Bohnensuppe oder ein Eintopf“, gab ich schließlich nach.

„Du bist verrückt,“ sagte Tante Olga empört. „Wir haben hier alles, wovon du nicht einmal träumen kannst! Also gibt es ein Kälbchen.“

Ich drehte mich in den warmen Federn auf die andere Seite und weinte. Wie sollten wir das durchhalten?

Doch jede Herrlichkeit geht einmal zu Ende. Unsere Heimfahrt wurde auf einen Montag festgelegt. Bereits am Sonntag begannen wir zu packen. Tante Olga hatte trotz aller unserer Proteste acht Hähnchen gebacken, drei Gänse gebraten und die Hälfte des Kälbchens in einen Korb gepackt, damit wir unterwegs keinen Hunger leiden.

Vetter Konrad tat sich besonders hervor. Er brachte uns als Gabe fünf Schinken — wohlbemerkt von bester Qualität — dreißig Salami und drei Korbflaschen sauren Weines.

Die Kunde unserer Abreise sprach sich in Windeseile herum.

Bis weit nach Mitternacht waren wir damit beschäftigt, die dargebrachten Gaben entgegenzunehmen und zu verpacken.

Von morgens acht bis kurz vor Mittag dauerte die Abschiedszeremonie; Umarmungen, Küsse auf die Wangen und Tränen.

Einige Stunden später standen wir herzklopfend an der ungarisch-österreichischen Grenze.

„Öffnen Sie den Kofferraum,“ sagte der freundliche ungarische Zöllner. „Was haben Sie dahinter versteckt?“ fragte er und befühlte die dicke Daunendecke, welche uns Tante Olga zuletzt noch aufnötigte.

„Pst...“, erwiderte ich scheinbar erschrocken, „da sitzt Tante Olga“.

„Machen Sie keinen Blödsinn,“ sagte er streng, doch mit einem Fältchen Herzlichkeit unter der Lippe, „machen Sie, daß Sie weiterkommen!“

Ich machte, daß wir weiterkamen. Doch leider kamen wir nicht sehr weit. In Nickelsdorf mußten wir einen Achsenbruch reparieren lassen. Mangels Bargeld bezahlten wir nach langem Feilschen mit fünf Salami und drei Schinken. Das halbe Kälbchen vertauschte ich schließlich in Benzin, und so gelangten wir schließlich an die heißersehnte bayrische Grenze.

In Bayern regnete es bereits in Strömen. Die Zöllner waren mürrisch und äußerst unhöflich. Ob wir was zu verzollen hätten, wollten sie wissen.

„Zu verzollen haben wir nichts,“ sagte ich, „wir sind ohnehin völlig mittellos.“

Das hätte ich lieber nicht sagen sollen. Mittellose Menschen erregen immer den Verdacht der Ordnungshüter. Der Zöllner winkte mich auf die Seite, unter das schützende bayrische Vordach.

Was dann geschah, darüber möchte ich lieber nichts sagen.

Ich bin froh, daß ich den Riesenschmuggel, dessen ich angesichts der mitgebrachten Dinge — und dies nicht mit Unrecht — beschuldigt wurde, ohne Gefängnisstrafe überstanden habe. Der Wagen freilich und all die Herrlichkeiten, die mir meine Gastgeber mitgaben, das alles war dahin. Die Hand der Gerechtigkeit hat mir alles entrissen.

Soll ich nun resignieren? Nein, das ist nicht meine Art! Ich werde mich schon wieder fangen. Sofort, wenn ich den Überziehungskredit bezahlt habe, schließe ich einen neuen Sparvertrag ab. Man kann nie wissen, wozu man ihn braucht!